

22. Jahrgang.

A black and white photograph of a large group of men, likely British colonial officials and Indian police, standing on the steps of a building. The men are wearing uniforms, including light-colored tunics and trousers, and some are wearing pith helmets. A few men in the foreground are wearing dark suits. The building has a large doorway and a window with shutters.

Hier ist er zuerst in Daressalam gelandet und hat, umgeben von einem größeren Stabe, auch eine Parade über die ostafrikanischen Truppen abgehalten.

Magenta, 1. Sept. Heute morgen gegen halb 5 Uhr fuhr ein Automobil, auf dem sich der Marquis Pallavicini, der Advokat Malvano und ein Chauffeur sowie ein Mes- sager befanden, auf einer Straße in der Nähe des Bahnhofes. Der Chauffeur, der nicht bemerkte, daß die die Durchfahrt ver- sperrende Barriere wegen der unmittelbar bevorstehenden An- kunft des Zuges geschlossen war, fuhr mit voller Fahrtgeschwin- digkeit gegen die Barriere, welche zerbrach. Das Automobil be- fand sich auf den Schienen in dem Augenblick, als der Güterzug ankam. Der Zusammenstoß war furchtbar; das Automobil wurde zertrümmert, der Benzinbehälter explodierte. Der Mes- sager blieb wie durch ein Wunder unverletzt; er entfloh. Der Chauffeur erlitt eine unbedeutende Verletzung am Kopfe. Ad- vokat Malvano war auf der Stelle tot; Marquis Pallavicini wurde ins Krankenhaus zu Magenta verbracht, wo er bald dar- auf starb. Das Automobil war nicht an der Rettungs- fahrt von Brescia beteiligt.

Ein Güterzug entgleist. Beim Eifelort Dornhof in Köln entgleiste gestern morgen ein Güterzug, wobei ein Radwagen umstürzte. Ein Weichensteller wurde getödtet und ein Bremser lebensgefährlich verletzt.

Eine Bestrafung des Kaisers. Unter den Offizieren der Armee herrscht noch heutigen Tages der aus der Zeit Königs Friedrichs des Großen stammende Brauch, daß demjenigen, dem das Unglück zustoßt, bei einer Parade oder Besichtigung aus dem Sattel zu kommen, die moralische Pflicht obliegt, beim nächsten Mittagessen den Kameraden eine Weinbowle zu spendieren. Diesem alten Aulus hat sich auch der Kaiser unterworfen, der bei der großen Parade aus dem Sattel kam und zur Erde glitt, indessen aber auf die Weine zu stehen kam. Bei dem Mißgeschick erinnerte er sich sofort der alten Offiziers-Sitte und äußerte zu den Herren seiner Umgebung: „Das ist mir ein toller Spaß, denn das kostet mich eine Bowle für das ganze Armeekorps!“ Man ist nicht im geringsten im Zweifel darüber, daß der Kaiser diesen alten Offiziersbrauch beherzigen und für

Als Zusatz zur Milch eine er-
giebige, leicht verdauliche Kinder-
nahrung und zugleich ein bewährter
Zusatz zu Puddings und feinen
Backwaren.

Nähre mit Knorr.

 Vielsach nachgeahmt, nie erreicht, hilft Zacherlin
wahrlich Staunenswert gegen jede Insektenplage.
Es ist niemals in der Düte, sondern nur in
Flaschen zu kaufen, wo Zacherl-Plakate aushängen.

Photographie. G. u. J. Pfusch, Rheinstraße 21. 31
Künstlerisch vollendete Ausführung. Möbge Preise.

Berlin. Bankdiskont 5 1/2%, Lombardzinsfuß 6 1/2%, Privatdiskont 11 1/2%.

[illegible]



Nr. 205.

Dienstag, den 3. September 1907.

22. Jahrgang.

Denkspruch.

Die Erfahrung zeigt:
Was wir besitzen, dünkt uns selten wert,
Da wir's genießen; ging es uns verloren,
So steigt sein Preis.

Shakespeare.

Eine Reisebekanntschaft.

Novelle von Jan Boeruit.

(Nachdruck verboten.)

„Blissingen!“ Der Kölner Schnellzug war eben eingefahren, und ein Strom von Passagieren ergoß sich nach dem bereit liegenden Dampfer, der sie hinüber nach der Küste Albions bringen sollte. In dem Salon der ersten Klasse drängte sich alles nach einem kleinen Schalter am äußersten Ende desselben, wo gegen Vorzeigen des Billetts die Nummern für die Kabinen verteilt wurden. Etwas abseits von dem Gedränge stand ein junges Mädchen, in einen einfachen grauen Reisemantel gehüllt, und schaute mit fast ängstlichen Augen auf die Menschenwoge um sie her. Sie schien allein; denn ein männlicher Begleiter hätte ihr wohl das Handgepäck abgenommen, das sie noch immer unschlüssig festhielt.

Da trat ein Herr, der sie schon seit einiger Zeit beobachtet hatte, auf sie zu und höflich den Hut ziehend, fragte er in englischer Sprache: „Erlauben Sie, mein Fräulein, daß ich Ihre Nummer für Sie besorge?“ Die junge Dame schaute zu ihm auf, als wisse sie nicht recht, ob sie das Anerbieten als Höflichkeit oder Impertinenz aufnehmen solle; doch nach einem Blick in seine treuerherzigen braunen Augen antwortete sie ebenfalls auf Englisch:

„Wenn ich bitten darf, mein Herr“, und reichte ihm ihr Billett hin. Der Herr wußte sich gewandt durch das Gedränge hindurchzuwinden und erschien bald mit der versprochenen Nummer in der Hand. „Ich hoffe, es ist eine gute Kabine“, sprach er, ihr Billett und Nummer reichend. „Erlauben Sie, mein Fräulein, daß ich sie Ihnen aussuchen helfe und Ihr Gepäck trage?“ Diesmal zögerte sie nicht. Mit einem freundlichen: „Ich danke sehr!“ übergab sie ihm Plaid und Schachteln und überließ sich seiner Führung. Bald war die Kabine gefunden, und nachdem das Gepäck auf die betretende Koje niedergelegt worden, stiegen die beiden wieder in den Salon hinauf. „Und nun, mein Fräulein“, fragte der freundliche Begleiter der jungen Dame, „darf ich Ihnen vielleicht etwas zu essen besorgen?“ — „Essen! Ich werde nichts essen, ich fürchte mich viel zu sehr vor der Seekrankheit“, entgegnete sie rasch. „Sie fürchten sich davor? Sind Sie denn schon öfters auf der See gewesen und kennen diese angenehme Empfindung?“

„Gewiß; schon mehrere Male. Und stets hat mich dies abscheuliche Uebel vom ersten bis zum letzten Moment gequält, so daß ich mir fest vorgenommen habe,

ganz gewiß nichts mehr an Bord eines Schiffes zu essen.“

„Aber das ist ja ganz verkehrt, liebes Fräulein. Sie müssen essen, um der bösen Krankheit zu entgehen. Außer dem sind die Schiffe dieser Linie so gut und die See so ruhig, daß Sie ganz gewiß nicht krank werden. Kommen Sie, verlassen Sie sich auf meinen Rat und nehmen Sie ein kleines Souper mit mir ein.“

Das junge Mädchen hatte schon so viel Vertrauen zu ihrem lebenswürdigen Begleiter gefaßt, daß sie ihm an den Tisch folgte und ganz gegen ihren vorhergefaßten Entschluß sich das Abendessen schmecken ließ.

„Und nun, mein Fräulein, wollen Sie sich schon in Ihre Kabine zurückziehen, oder darf ich Sie noch ein wenig auf das Deck begleiten? Es ist erst elf Uhr, wenn wir also noch eine halbe Stunde spazieren gehen, können Sie noch immer lange genug schlafen; denn vor sechs Uhr kommen wir doch nicht drüber an, trotzdem der „Prinz Hendrik“ das beste Schiff dieser Linie ist.“

„Ich bin ganz bereit, noch ein wenig die frische Luft zu genießen, und da ich nun doch einmal angefangen, mich Ihrer Leitung anzuvertrauen, so will ich es auch ganz tun.“

So gingen sie denn hinauf und promenierten auf dem Deck und unterhielten sich von der See, von dem Wetter, von dem Mond und den Sternen und von allen den Dingen, von denen sich die Menschen gewöhnlich unterhalten, wenn sie sich zum erstenmal sehen.

„Ah, Sie freuten also auch noch Natur?“ rief da plötzlich ein jovial aussehender älterer Herr dem jungen Manne zu, und erstaunt blickte seine Begleiterin auf; denn er antwortete auf die deutsche Anrede im reinsten Deutsch: „Ja, der Abend ist so wunderschön, daß es unverantwortlich wäre, sich schon in die dumpfe Kabine zu begeben.“

„Ja, namentlich, wenn man hier oben so angenehme Gesellschaft haben kann“, meinte der alte Herr im Weitergehen mit einem verständnisvollen Blick auf das junge Mädchen.

Diese aber lachte laut und herzlich auf.

„Nein, das finde ich aber zu köstlich“, rief sie aus, „unterhalten wir uns da mit einem wahren Feinschmecker auf Englisch und sind doch beide ein paar ganz gute Deutsche! Es ist zu komisch! Hätten Sie dem Herrn nicht Deutsch geantwortet, an Ihrem Englisch hätte ich nimmermehr Ihre Landsmannschaft erkannt.“

„Ebensowenig ich die Ihre. Ich hielt Sie für eine ganz richtige Engländerin! Und nun sind Sie gar nicht „genuine“. Aber wo haben Sie denn Ihr ausgezeichnetes Englisch her?“

„O, ich bin mehrere Jahre in England gewesen und habe sehr viel Umgang mit Engländern gehabt, daher mag es wohl kommen, daß ich die Sprache leidlich spreche.“

„Sie sind mehrere Jahre in England gewesen? Wie ist das möglich! Sie sind ja noch so jung, mein Fräulein.“

„O, ich bin nicht so jung, wie ich aussehe; außerdem kann ich Ihnen ganz einfach erklären, wie die Sache sich verhält. Ich habe einen älteren Bruder, der

in England verheiratet ist, und nachdem ich die Schule verlassen, brachte ich längere Zeit bei ihm zu, um mich in der englischen Sprache zu vervollkommen.

„Und nun gehen Sie wohl wieder zu ihm?“

„Ja, zuerst wenigstens. Ich lehrte vor drei Jahren nach Deutschland zurück, um mich zu dem Lehrerinnen-ergänzen vorzubereiten; das habe ich jetzt glücklich hinter mir und will mir nun in England eine Stelle als Erzieherin suchen. Bis ich diese gefunden, bleibe ich bei meinem Bruder. Doch jetzt bin ich müde. Gute Nacht, mein Herr, recht freundlichen Dank für Ihre Bemühungen.“

Und ehe ihr Begleiter sie zurückhalten konnte, war sie die Treppe hinabgeeilt, die nach der Damentaxi führte.

Er aber ging noch einige Zeit sinnend auf dem unterdes ziemlich leer gewordenen Deck hin und her.

„Ein reizendes Mädchen“, flüsterte er vor sich hin. „Wenn diejenige, die meine Schwester mir zugebracht hat, mir auch so gut gefällt, dann kann ich ihr ja vielleicht ihren Lieblingswunsch erfüllen! Ich habe mir eine Dame, die eine Stelle als Erzieherin sucht, immer ganz anders gedacht. Etwas steif und pedantisch, ihre Gelehrsamkeit gerne zum Besten gebend, und eine Brille auf der Nase. Auch malte ich mir stets eine etwas ältliche „junge Dame“ aus. Freilich ist das ein Unsinn, denn Lehrerinnen müssen ja doch auch einmal jung sein! Und diese berühmte Schwägerin meiner Schwester, die ich noch nie gesehen, soll ja auch erst zwanzig Jahre alt sein. So ungefähr im selben Alter, wie meine kleine Reisebekanntschaft. Nun, hoffen wir, daß sie auch sonst Ähnlichkeit mit ihr haben möge, denn meine arme Schwester wäre sehr enttäuscht, wenn ich an der Vielgepriesenen keinen Gefallen fände! Doch ich glaube, ich bin der einzige Mensch an Bord, der sich noch hier oben herumtreibt! Also gehen wir auch in unsere Kojen!“

Unterdes hatte sich die junge Dame in ihre Kabine begeben, wo schon drei ihrer Reisegefährtinnen schliefen, und bald lag auch sie in süßem Schlummer, ohne auch nur die geringste Andeutung der gefürchteten Seerkrankheit verspürt zu haben. Es mochte ungefähr vier Uhr morgens sein, als die Stewardess an der Tür erschien, um den Damen zu melden, daß man in ungefähr einer Stunde landen würde. Rasch war unsere Bekannte vom vorigen Abend auf und beeilte sich, ihre Toilette zu machen, worauf sie sich aufs Deck begab.

„Guten Morgen, Fräulein,“ tönte es ihr entgegen, und sie sah ihren Ritter von gestern vor sich. „Nun?“ fuhr er fort, „wie steht's mit der Seerkrankheit?“

„D, ich danke, ich habe so gut geschlafen, wie zu Hause im Bett; ich hätte es nicht für möglich gehalten, daß man so gänzlich ungestraft den Kanal passieren kann.“

„Ja, ja, der „Prinz Hendrick“ ist ein ausgezeichnetes Schiff, und ein wenig mögen auch meine guten Ratsschläge dazu beigetragen haben, daß Sie sich so wohl und munter fühlen.“

„Das mag sein; denn es ist das erstemal, daß die gefürchtete Krankheit mich so ganz verschont hat.“

„Und nun verspüren Sie wohl Hunger? Gestatten Sie, daß ich das Frühstück an Ihrer Seite einnehme?“

„Gewiß, mein Herr. Warum sollten wir unsere gute Kameradschaft von gestern nicht fortsetzen?“

Sie hatten ihr heiteres Mahl kaum beendet, als das Signal zum Landen ertönte.

„Ah, da sind wir in Queenborough! Wir werden doch wohl noch bis London zusammenbleiben, mein Fräulein?“

„Ja, ich fahre vorerst dorthin. Doch werde ich mich nur so lange aufhalten, bis ein Zug nach meinem Bestimmungsort abgeht.“

„Ah, Sie reisen noch weiter?“

„Ja, mein Bruder wohnt in —“

Der Name des Ortes blieb ihrem Begleiter unverständlich; denn in dem Gewühl der nach oben drängenden Passagiere war er auf einen Augenblick von ihr getrennt worden.

Eben legte das Schiff an der Landungsbrücke an, und alles eilte dem Ausgange zu; denn jeder wünschte einer der ersten bei der Zollrevision zu sein, um sich dann einen guten Platz in dem Zuge zu sichern, der bereitstand, die Ankommenden nach London zu führen.

Bald saßen auch unsere beiden Reisenden in einem

Coups erster Klasse und dampften der englischen Metropole zu.

„Nach welcher Station lautet Ihr Bilet, Fräulein?“

„Victoria. Denn von dort aus kann ich gleich weiterfahren.“

„Ah, wie schade. Ich steige am Holborn Viadukt aus, kann Ihnen also nicht behilflich sein, Ihr neues Bilet zu lösen und Ihr Gepäck in den andern Zug besorgen zu lassen. Sie wissen doch, daß man in England sich um sein Gepäck selbst bekümmern muß?“

„Gewiß. Sie vergessen, daß ich nicht zum ersten Male hier bin. Ich bin auch eine so erfahrene Reisende, daß ich ganz ohne Ihre Hilfe fertig werden kann, wenn es auch angenehmer ist, männlichen Schutz zu haben, wie ich vom Dampfer her weiß.“

„Ja, wenn mich nicht ein Freund an der Station abholen wollte, würde ich gern mit Ihnen fahren, doch —“

„O bitte, ich könnte das ja gar nicht annehmen. Und da Sie erwartet werden, ist es überhaupt unmöglich. Haben Sie viele Freunde in London?“

„Nein. Ich habe Verwandte in England, doch nicht in der Hauptstadt. In London habe ich nur diesen einen Freund, der dort verheiratet ist und ein literarisches Unternehmen gegründet hat, das sehr günstig ausgefallen.“

„Ah, und diesen Freund besuchen Sie jetzt?“

Angeregt von dieser Frage erzählte der junge Mann, wie der Freund ihn zu sich berufen, um die kaufmännische Leitung der Anstalt zu übernehmen, wie er jetzt sich die Sache ansehen, dann aber, ehe er sich in London festsetze, noch einen Ausflug zu seiner Schwester machen wolle, deren Mann eine Baumwollspinnerei in einem kleinen Landstädtchen habe.

Mit wachsendem Interesse hatte seine Begleiterin dieser Erzählung zugehört, und als er zu Ende spielte ein leises Lächeln um ihre Lippen, das jedoch sofort wieder verschwand, als sie seine Blicke auf sich gerichtet sah.

„Verzeihen Sie, Fräulein,“ fuhr er fort, „daß ich Sie da mit Dingen langweile, die Sie gewiß nicht interessieren; doch Sie sind durch Ihre Frage eigentlich selbst schuld daran. Ah, da sind wir am Ziel, an dem meinen wenigstens. Und nun, eine Bitte. Wir haben ein paar heitere Stunden zusammen verlebt, und wenn wir uns auch vielleicht im Leben nicht wiedersehen, so werde ich doch manchmal an diese Reise zurückdenken, und ich möchte wissen, wer meine liebenswürdige Begleiterin war. Hier ist meine Karte. Darf ich um die Ihre bitten?“

Der Zug fuhr eben in die Station ein, als er ihr die Karte gab. Rasch nahm sie dieselbe entgegen und zog ein kleines Täschchen hervor, aus dem sie eine ebensolche nahm und sie ihm reichte. Ein rascher Blick darauf und:

„Adieu, Fräulein Walter,“ rief er, „vergessen Sie mich auch nicht ganz!“

„Gewiß nicht, Herr Roeßler, leben Sie recht wohl, und viel Glück bei Ihrem Unternehmen.“

„Auch ich wünsche Ihnen den besten Erfolg,“ sprach er noch im Aussteigen, und bald war er im Gedränge ihren Augen entschwunden.

Das lustige Lächeln von vorhin spielte wieder um die Lippen des jungen Mädchens, das ganz allein im Coups zurückgeblieben war.

„Er ist es also wirklich gewesen,“ flüsterte sie, indem sie die Karte in ihren Händen drehte, „Ferdinand Roeßler, der Name hebt ja jeden Zweifel auf, den ich noch hätte hegen können. Es ist wirklich köstlich, und daß ich gerade die Karte von Elise Walter bei mir hatte und ihm geben konnte, das traf sich prächtig; denn hätte er erfahren, daß ich Berta Lindner bin, so hätte aller Spaß ein Ende gehabt. Es ist zu nett!“ Und sie lachte fröhlich vor sich hin.

Unter diesen Betrachtungen war auch sie an ihrem vorläufigen Bestimmungsort angekommen, wo sie zu ihrer großen Freude ihren Bruder vorfand, den ein unvorhergesehenes Geschäft nach London geführt, und der sie hier erwartet hatte. Er brachte sie zuerst in sein Hotel, wo ein Frühstück für sie bereit stand, und nach einigen Stunden der Ruhe fuhren sie nach dem Euston Square Bahnhof, von wo der Zug sie in kurzer Zeit nach Epton, dem Wohnorte ihres Bruders, brachte.

„O Amalie,“ rief sie nach der ersten Begrüßung

ihrer Schwägerin, „wenn du wüßtest, mit wem ich von Blissingen herübergefahren bin!“

„Nun, darf man nicht erfahren, wer die interessante Persönlichkeit war?“ fragte Herr Bindner, während seine Frau und Berta in eifrigem Gespräch, das bei seinem

„Du nicht, lieber Herr Bruder; Amalie will ich es nachher unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit mitteilen.“

„So, so? Na, ihr Frauenzimmer habt ja immer Geheimnisse miteinander, also plaudert nur zu, ich gehe noch einmal aufs Kontor, um zu sehen, ob alles in Ordnung ist. Beim Essen sehen wir uns dann wieder. Lange werde ich ja doch nicht in Unwissenheit bleiben, denn Damen können ja bekanntlich keine Geheimnisse bewahren.“

Diesmal sollte sich Herr Bindner jedoch getäuscht haben; denn es vergingen mehrere Tage, ohne daß man ihn zum Vertrauten gemacht hätte. Oft fand er seine Frau und Berta in eifrigem Gespräch, das bei seinem Eintritt sofort abgebrochen wurde.

„Ich möchte nur wissen, was die ewige Geheimnisträumerei bedeutet,“ rief er einmal fast ärgerlich.

„Die Herren der Schöpfung sind nicht neugierig, lieber Otto,“ meinte da Berta lachend, „das ist ein ganz weiblicher Fehler, den du uns überlassen mußt.“

Eines Morgens fand er die beiden Damen beim Lesen eines Briefes, der sie sehr zu amüsieren schien, denn schon vor der Tür hatte er Bertas helles Lachen gehört, und auch Frau Amalie zeigte eine sehr heitere Miene, die sie jedoch sofort in eine ernste zu verwandeln strebte, als er eintrat.

„Hier ist ein Brief von Ferdinand,“ sprach sie und reichte ihm das Schriftstück.

„Er meldet wohl seine Ankunft?“

„Ja, er ist schon seit vierzehn Tagen in London und wird morgen hierherkommen.“

„Vierzehn Tage, da muß er ungefähr zur selben Zeit wie Berta herübergefahren sein; schade, daß man das nicht wußte, sonst hätten die beiden ja zusammenfahren können.“

„Meinst du?“ lachte Berta. „Wer weiß, ob ihm das recht gewesen wäre; da hätte er am Ende die interessante Reisebekanntschaft nicht gemacht, von der er so viel schreibt.“

„Was, hat der auch eine interessante Reisebekanntschaft gemacht? Nun, dann wird Amalie wohl zu weiter nichts mehr Zeit haben, als die Vertraute zu spielen; bald wird sie mit dir in einer Ecke flüstern, bald mit Ferdinand. Recht unterhaltende Aussichten für mich!“

„Wer weiß?“ meinte seine Frau, „vielleicht wählt er dich zum Vertrauten. Einstweilen aber lies seinen Brief, der wird dich über die Hauptsache schon aufklären. Du aber sieh dich unterdessen ein wenig in der Küche um, Berta!“

„So, so,“ sprach Herr Bindner nach beendigter Lektüre, „da scheint mir also dein Lieblingsplan so ziemlich ins Wasser gefallen zu sein. Geschieht dir schon recht. Warum müßt ihr Damen euch immer mit Heiratsprojekten tragen?“

„O, ich gebe die Hoffnung noch nicht auf.“

„Nun mir scheint, als ob diese Hoffnung auf sehr schwachen Füßen stünde; schreibt er doch, er werde dies Fräulein Walter suchen bis ans Ende der Welt.“

„Ja, aber es ist sehr die Frage, ob er sie findet.“

„Selbst dann wird er sich nicht bewegen lassen, eine andere zu nehmen.“

„Und ich sage dir, Ferdinand und Berta werden ein Paar,“ rief Frau Amalie und verließ das Zimmer.

„Merkwürdig,“ brummte ihr Gatte, „selbst die vernünftigste Frau wird verrückt, sobald sie sich einen Heiratsplan in den Kopf gesetzt. Uebrigens begreife ich noch nicht recht, worüber die beiden eigentlich so gelacht haben.“

Am folgenden Tage kam Ferdinand wie angekündigt. Man hatte mit dem Frühstück auf ihn gewartet, und Herr und Frau Bindner setzten sich mit ihm zu Tisch. Berta jedoch erschien nicht, von ihrer Schwägerin mit Kopfschmerzen entschuldigt.

„Sonderbar,“ meinte ihr Mann, „das Mädel hat doch sonst nie Kopfschmerzen!“

„Aha,“ dachte Ferdinand, „sie will sich wohl interessant machen.“ Und er nahm sich vor, ihr völlig gleichgültig entgegenzutreten, wenn er sie am Mittagstisch treffen sollte. Doch sie erschien auch dann nicht; die Kopfschmerzen seien schlimmer geworden, erklärte Frau Amalie. Sofort nach dem Essen ging sie hinauf in Bertas Zimmer, um nach der Patientin zu sehen.

„Du armes, unglückliches Kind,“ rief sie heiter lachend, als sie das Zimmer betrat, „hast du denn auch ordentlich zu essen bekommen?“

„Schöne Frage, wenn man eine Kranke besucht; frage doch lieber, was mein armer Kopf macht!“

„Das weiß ich, brauche es also nicht zu fragen. Dein armer Kopf gibt sich die größte Mühe, den jungen Mann, der drunten eben feierlich seine Zigarre raucht, in Aufregung zu versetzen, und ich habe mich einverstanden erklärt, dir zu helfen, weil ich mich geärgert habe, daß er die Braut verschmäht, die ich ihm ausgesucht.“

„Und wer wäre denn die?“

„Du wirst sie schon noch kennen lernen. Doch ich muß jetzt wieder hinunter; man könnte sich sonst wundern, daß du trotz deiner Kopfschmerzen so lange plaudern kannst.“

„Liebster Schwager, wer war die Dame, die vor wenigen Minuten das Haus verließ?“ Mit diesem Rufe stürzte Ferdinand am nächsten Tage in das Privatkontor von Herrn Bindner.

Dieser sah den jungen Mann ganz erstaunt an. „Ja, woher soll ich denn das wissen? Es wird Berta gewesen sein, wenigstens war sie vor ein paar Augenblicken hier, um mir Adieu zu sagen; sie ist heute zu einer Freundin eingeladen, bei der sie den ganzen Tag zubringen wird.“

„Nein, nein, deine Schwester meine ich nicht, es war eine andere Dame, die eben das Haus verließ.“

„Dann wüßte ich nicht, wem es gewesen sein könnte. Außer meiner Frau und Berta wohnt keine Dame im Hause. Besuch wird wohl zu so früher Stunde auch nicht gekommen sein, es müßte also gerade die Köchin gewesen sein, die zum Markt ging.“

„Aber Otto, ich sage es dir, es war eine Dame, und wenn ich mich nicht ganz gewaltig irre, so war es Fräulein Walter.“

„Aha, so sieht es mit dir; bist verliebt und siehst nun in jeder weiblichen Erscheinung den Gegenstand deiner Liebe. Es war auf jeden Fall Berta.“

„Aber es stimmte alles so genau: Gang, Haltung, sogar der lange graue Mantel.“

„Ja, ein grauer Regenmantel ist allerdings ein besonderes Kennzeichen. Berta besitzt, so viel ich weiß, auch eines dieser höchst seltenen Kleidungsstücke. Aber warum fragst du nicht meine Frau? Die könnte dir doch gewiß besser Auskunft geben.“

„Ich wollte sie fragen, aber sie war gerade bei der Toilette. Ich will es aber jetzt noch einmal versuchen.“

Doch seine Schwester konnte ihm keine genauere Antwort geben, als ihr Mann; auch sie kam zu dem Schluß, es müsse Berta gewesen sein. So war denn Ferdinand wirklich begierig, das junge Mädchen zu sehen; doch als er am Abend aus dem Klub zurückkam, wohin er den Schwager begleitet, da waren die Damen bereits zu Bett gegangen und er mußte sich deshalb bis zum nächsten Morgen gedulden.

Als er das Frühstückszimmer betrat, waren Schwester und Schwager noch nicht anwesend, am Fenster aber, von dem dunklen Vorhang halb verdeckt, stand eine junge Dame, die ihm den Rücken drehte. Es mußte Berta sein.

„Sie gestatten, daß ich mich Ihnen vorstelle, mein Fräulein, mein Name ist Koeßler.“

Das junge Mädchen wandte sich nach ihm um, doch ehe sie ein Wort erwidern konnte, trat er rasch auf sie zu.

„Fräulein Walter! Ist es möglich?“

„Ich vermute, mein Herr, Sie irren sich. Ich heiße nicht Walter, sondern Berta Bindner und bin die Schwester des Hausherrn.“

„Ja, das kann ich eidlich erhärten, wenn es verlangt wird,“ sprach Herr Bindner, der soeben in das Zimmer trat, „übrigens kann ich ja die Vorstellung in aller Form besorgen: Herr Ferdinand Koeßler, mein Schwager, — Fräulein Berta Bindner, meine Schwester.“

„Ja, aber — Amalie,“ rief der ganz verwirrte junge Mann der Eintretenden zu, „wer ist diese Dame?“

„War denn mein Mann so nachlässig, euch nicht einander vorzustellen?“

„Doch; und außerdem hatte ich es schon selbst besorgt, aber dein Bruder wünscht durchaus, daß ich Fräulein Walter sei, und den Gefallen kann ich ihm doch nicht tun.“

„Fräulein, seien Sie nicht so grausam, sagen Sie mir die Wahrheit; denn daß Sie die Dame sind, mit der ich die Ueberfahrt gemacht, das lasse ich mir nicht ausreden!“

„Aha, so liegt die Geschichte; das ist wieder einer von Bertas Teufelstreichen. Na, nun beichte, was ist's mit dem Fräulein Walter?“

Und Berta beichtete, wie sie aus Ferdinands Erzählung erraten, wer er sei, und ihm die Karte einer Freundin, die sie gerade bei sich gehabt, gegeben, um ihn zu nennen.

„Und meine böse Schwester hat Ihnen dabei geholfen —“

„Ja, das war die Strafe für deinen Brief, in dem du mir schriebst, daß du nie auf meinen Plan eingehen könntest, einen gewissen Jemand —“

„Still, still, Amalie, verrate das nicht.“

„Und wenn sie es schon verraten hätte?“ fragte Berta neugierig.

„Dann müßten Sie mir vergeben, liebes Fräulein, denn Sie selbst tragen ja die Schuld.“

In der heitersten Stimmung setzte man sich zum Frühstück, und es währte nicht lange, da mußte Herr Lindner seiner Frau demütig Abbitte tun, daß er kein Vertrauen zu ihrem Heiratsplan gehabt.

Denn Frau Amalie behielt recht: die beiden wurden ein Paar.



Tees in Rosa. Eine Farben-Symphonie in ihrem Salon herzustellen, das ist die neueste Kunst, der sich die Damen der Londoner Gesellschaft widmen. Rosenfarbene Tees, bei denen alles bis auf die kleinsten Gegenstände hin in zarten rosa Tönen abgestimmt ist, sind viel besucht und werden viel besprochen. Der Tee wird in lauschigen, reizend hergerichteten Ecken serviert. Diese verschwiegene Plauderwinkel müssen völlig mit rosa Seide ausgeschlagen sein, überall laden Kissen mit rosa Ueberzügen zum weichen Hineinschmiegen ein, große Schalen mit zartrosen Rosen schmücken die Tischchen, die rosafarbene Decken tragen, und hauchen einen zarten Duft in die Luft. Die Dame des Hauses, in ein Kleid von rosa Musselin gehüllt, spendet den Tee aus einer rosa Kanne in rosafarbene Täßchen. Selbst der Zucker, mit dem der Tee gesüßt wird, weist diese Farbe auf. Tomaten Salat und Krebse, die nachher gereicht werden, stimmen so ziemlich zu dieser Symphonie in blaßrot. Der Kuchen ist rosa, rosa sind die Bonbons — rosig ist hoffentlich auch die Laune der Damen. Das Erscheinen eines gelben oder grünen Kleides in dieser Farbenflut gleichgestimmter Töne würde eine Revolution bedeuten. Aber Augen und Sinne mancher feinsüßigen Damen sind sogar so völlig an den einen Ton gewöhnt, daß sie bei jeder leisen unpassenden Farbe, die sich in das Bild ihres Salons mischt, einen körperlichen Schmerz empfinden. Man verlangt sogar jetzt schon, daß die Toiletten zu den Tapeten passen sollen, und gibt bei der Einladung die Farben der Wandbekleidung an. Eine bekannte Dame der Londoner Gesellschaft ist sogar in ihrem Farbengefühl so sensibel, daß sie beim Anblick einer bestimmten Farbe einen bestimmten Schmerz bekommt. Ihre Neuralgie tritt unweigerlich auf, wenn sie grün sieht, Zahnschmerz peinigt sie bei rot, und ihre gewöhnliche Migräne wird schon durch die geringste gelbe Tönung ausgelöst. Daher gibt sie als Heilmittel für ihre Nerven nur noch weiße Diner, bei denen alles weiß sein muß.



Vom Nutzen guter Manieren. In einem Artikel über die soziale Bedeutung von Anstand und edler Sitte erzählt das „New Monthly Magazine“, daß Lord Beaconsfield zu sagen pflegte, er habe viele Menschen gekannt, die sich ihren Weg durchs Leben gebahnt haben. Oft ist der Mangel an Höflichkeit auf große Eile zurückzuführen. Der berühmte englische Schauspieler Fred Leslie befand sich in einer Bahnhofshalle, als ein Mann in größter Eile auf ihn zustürzte und fragte: „Sir, sagen Sie mal, wo steht der Zug nach Waterloo?“ Es standen mehrere Büge zur Abfahrt bereit. Der Schauspieler, den der unhöfliche Ton des Fragernden ärgerte, zeigte auf den auf dem ersten Bahnsteig stehenden Zug und sagte: „Dieser Zug . . .“ Er sprach die Worte recht langsam und schien fortzufahren zu wollen, aber der andere war bereits in ein Coupé gesprungen, und der Zug ging ab. „Wenn er,“ so erzählte später der Schauspieler, „sich wenigstens die Zeit genommen hätte, ein „Danke schön“ zu sagen, hätte ich den angesprochenen Satz noch vollenden können, und ich hätte dann gesagt: „Dieser Zug . . . geht nicht nach Waterloo.“ Aber wir wollen hoffen, daß er in ein Land gekommen ist, wo man ihm Höflichkeit beibringt.“ Der Verfasser des Artikels erwähnt auch den Fall zweier Kaufleute, die beide auf den Gedanken gekommen waren, dem Publikum mitzuteilen, daß das Geschäft noch andere als die ausgestellten Waren enthalte. Der eine ließ nachstehendes Plakat ins Schaufenster hängen: „Wenn Sie nicht die Waren sehen, die Sie brauchen, so fragen Sie“, der andere aber schrieb: „Wenn Sie nicht die Waren sehen, die Sie wünschen, so haben Sie die Güte, zu fragen, und Sie werden sofort bedient werden.“ Und der erste Händler wußte sich nicht zu erklären, weshalb das laufende Publikum weit lieber zu seinem Konkurrenten ging als zu ihm. Bei den letzten englischen Parlamentswahlen kam ein Kandidat in die Wohnung eines Wählers, um ihn um seine Stimme zu bitten und ihn aus Dankbarkeit seiner Hochachtung zu versichern. Der Wähler aber erwiderte frei und offen: „Ich glaube, daß Ihr Gegner größere Hochachtung für mich hat, denn er säubert sich, bevor er ins Zimmer tritt, an der Tür seine Stiefel.“ Der Herzog von Wellington erwiderte einem Freunde, der ihn fragte, weshalb er auf der Straße vor allen Leuten, die ihn grüßten, den Hut ziehe: „Ja, glauben Sie denn, daß ich jedem beliebigen Menschen gestatten würde, höflicher und besser erzogen zu sein, als ich es bin?“

Der historische Moment. In einem Dumas Vater gewidmeten Feuilleton erzählt A. Briffon im „Temps“ eine charakteristische Anekdote, die Dumas selbst einmal im Freundeskreise zum besten gegeben hat. „Eines Tages,“ so erzählte der Dichter, „hatten ich und Victor Hugo beim Herzog Decazes gespeist. Unter den Gästen befanden sich auch Lord und Lady Palmerston. Um 10½ Uhr ging man in den Salon, wo man den Tee nahm. Hugo und ich saßen etwas abseits nebeneinander auf Beinstühlen. Lord und Lady Palmerston waren etwas spät gekommen. Man hatte nicht Zeit gehabt, uns ihnen vor dem Essen vorzustellen, und als das Essen zu Ende gegangen war, hatte der Herr des Hauses ganz vergessen, die Vorstellung zu besorgen. Nach englischer Sitte konnte nun das Ehepaar nicht das Wort an uns richten. Da kam der junge Herzog Decazes zu mir. „Vieher Dumas,“ sagte er, „Lord Palmerston läßt fragen, ob zwischen Ihnen und Hugo vielleicht ein Sitz frei wäre?“ „Natürlich,“ erwiderte ich auf die Frage des edlen Lords. Es wurde ein leerer Sessel hingestellt. Nun erhob sich feierlich Lord Palmerston, reichte der Lady Palmerston den Arm, führte sie zu uns hin und forderte sie höflich auf, auf dem leeren Sessel Platz zu nehmen. Darauf sprach er, ohne an uns das Wort zu richten: „My lady, sehen Sie auf die Uhr.“ My lady sah auf die Uhr. „Wie spät ist es?“ fragte Lord Palmerston. — „10 Uhr 35,“ erwiderte My lady. — „Merken Sie sich also, My lady, daß Sie um 10 Uhr 35 abends zwischen den Herren Hugo und Dumas saßen, und daß dies eine Ehre ist, die Sie in Ihrem Leben wahrscheinlich nie mehr haben werden. Kommen Sie, My lady.“ Sprach's, reichte seiner Gattin wieder den Arm und führte sie auf ihren Platz zurück, ohne auch nur eine Silbe mit uns zu sprechen. „Denn wir waren ja ihm nicht vorgestellt worden!“